

Jürgen Peter Schmieds Biografie ist glänzend geschrieben, in einer eleganten, variantenreichen Sprache, im historischen Urteil stets reflektiert und abwägend. Weder wird Haffner heroisiert, noch verdammt, sondern so gezeigt, wie er war: mit seinen Widersprüchen und Irrtümern, seinen Verdiensten um die Streitkultur und die histo-

rische Aufklärung in der Bundesrepublik. Mit dieser faszinierenden Darstellung erfährt einer der Großen der deutschen Publizistik im 20. Jahrhundert eine angemessene Würdigung.

Jürgen Peter Schmied: Sebastian Haffner. Eine Biographie. C.H. Beck, München 2010, 683 S., 49 Abb., € 29,95.

Rudolf Maresch

Weichgespülte Hirne

Nicholas Carrs Online-Ängste

Rudolf Maresch

(* 1954) ist Publizist, Kritiker und freier Autor.

mail@rudolf-maresch.de



Wer zu viel oder ständig online ist, verblödet auf Dauer. Das ist kurz und prägnant die Behauptung des US-Journalisten Nicholas Carr, der vor zwei Jahren mit einem Essay im *Atlantic Monthly* über die »Verdummung« durch Google schon einmal für Furore gesorgt hat und nun eine Langversion des Artikels nachliefert.

Durch das Netz und seine Applikationen lesen wir nicht nur oberflächlicher, lernen schlechter, erinnern uns schwächer, führt Carr in seinem Buch aus, auch die Fähigkeit, sich länger auf einen Text oder ein Thema zu konzentrieren, droht immer mehr verloren zu gehen. Zwar würden durch das Surfen visuelle und taktile Fertigkeiten gestärkt, aber das ständige Klicken auf neue Webseiten lasse den Online-Nutzer immer zerstreuter und ablenkbarer werden. Auch lese er nicht mehr linear, entlang der Konstruktion einer Erzählung oder den Gliedern einer Argumentationskette, sondern hange-

le sich von Link zu Link, die den Text als solchen zerstören. Ohnehin lasse er sich dauernd durch Mails, SMS oder Tweets stören, gucke dauernd in sein Postfach oder prüfe den erreichten Status bei Facebook.

Verdummungsgefahr

Carr belegt seine Thesen zunächst durch eigene Erfahrungen. Als er seinen Netzkonsum für einige Wochen auf Eis legte, sei er bald wieder ruhiger und ausgeglichener geworden, konnte »freier atmen« und sich auch mal in einem Buch verlieren, ohne permanent in Gedanken abzuschweifen. Aber er stützt seine Beobachtungen auch durch eine Vielzahl von hirnpfysiologischen Studien, die zeigen, wie formbar das menschliche Gehirn im Grunde ist.

Der Umbau des Hirns findet danach auf einer tieferen biologischen Ebene statt und betrifft die Art, wie sich Nervenzellen oder Neuronen miteinander verbinden. Carr ist überzeugt, dass übermäßiger Netzverkehr die Synapsen des Gehirns neu verknüpft und auf Dauer dazu führt, dass gründliches Lesen von Texten bald zu einer aussterbenden Kulturtechnik wird.

Auf den ersten Blick scheinen Carrs Beobachtungen zu überzeugen. Wer sich

häufig auf Flughäfen, an Bushaltestellen und anderen Terminals aufhält oder sich auf Konferenzen und Tagungen bewegt, wird massenhaft Leute beobachten, die ständig mit der einen Hand etwas in ihr Handy hineintasten, während sie mit der anderen am Laptop herumschrollen. Und wer in jüngerer Zeit mit Schülern gearbeitet hat, der wird wissen, dass das Bedienen von Touchscreens oder das Tauschen von Popsongs bestens beherrscht werden, das Lesen, insbesondere das verstehende oder deutende, dagegen immer weniger. Von Gedächtnisleistungen, die längerfristig abrufbar sind, oder vom aufmerksamen Zuhören ganz zu schweigen.

Widerstreitende Aussagen

Schaut man sich allerdings einschlägige US-Studien zum Internetverhalten an, wird man auch Gegenteiliges erfahren. Danach weisen Surfer im Schnitt einen Intelligenzquotienten auf, der von dem der Gesamtbevölkerung nicht entscheidend abweicht. Und zieht man noch den sogenannten »Flynn-Effekt« zurate, der einen ständig wachsenden Intelligenzquotienten in den reicheren Gesellschaften belegt, relativiert sich Carrs Behauptung in dramatischer Weise.

Der Eindruck, dass wir durch Facebook, Google und Co. irgendwie dümmere würden, lässt sich jedenfalls nicht erhärten. Eine von Internet-Diensten irgendwie genervte oder gestresste Gesellschaft scheint mit höheren IQ-Werten durchaus kompatibel zu sein. So düster, wie Carr die Lage malt, kann sie mithin nicht sein.

Wir leben in einer Zeit kultureller Umbrüche, an denen das Internet zweifellos seinen Anteil hat. Vernetzte Computer verändern unser Verhalten, unsere Ausdrucksformen und die Art der Kommunikation. Gewiss hält die Netzkultur manchen User von wesentlichen Dingen ab; sie zerstäubt seine Gedanken, lässt ihn flüchtig lesen

und hindert ihn vielleicht überhaupt daran, über bestimmte Dinge intensiver nachzudenken.

Freilich ist das Internet nicht die erste Kultur, die diese vermeintliche »Deformierung« des Gehirns anrichtet. Von Platon wissen wir, dass Sokrates seinerzeit befürchtete, das Gedächtnis der Menschen könnte immer lückenhafter werden, sollten sie sich zunehmend auf das geschriebene Wort verlassen. Seit dem Übergang von der Sprache zur Schrift kam es, wenn ein neues Medium die Menschen erreichte, auch immer wieder zu Abgesängen auf die bis dahin vorherrschende Kultur. Bei der Einführung des Radios und des Fernsehens war das nicht anders. Warum sollte das bei der Internetkultur plötzlich anders sein?

Richtiger Gebrauch

Auch muss man weder ein Fan von Marshall McLuhan sein, den Carr sehr verehrt, noch muss man den Turing-Test oder die Anekdote um Nietzsches Schreibgerät kennen, um zu wissen, dass Medien- und Netztechnologien an unseren Gedanken mitschreiben und dass wir, wenn wir den Befehlsketten der Computer und Programme folgen, selbst in gewisser Weise zu Rechen- und Schreibmaschinen werden. Doch Carrs Übertragung hirnspsychologischer Erkenntnisse auf unser Online-Dasein mutet schon etwas bizarr an.

Längst wissen wir, dass das Leiden an der »Informationsflut« zuallererst eine Frage der intelligenten Filterung ist. Wer daran scheitert oder darüber klagt, verrät auch viel über seine Unfähigkeit, Ordnung und Sinn in seinen Alltag zu bringen. Man geht sicher nicht fehl in der Annahme, dass kluge Leute auch in diesen Dingen Talent und Disziplin beweisen müssen.

Nicholas Carr: Wer bin ich, wenn ich online bin ... und was macht mein Gehirn so lange? Blessing, München. 384 S., € 19,95.